

Deutschen Rundschau

Nr. 196. Bromberg, den 12. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(26. Fortsetzung.) ———

„Luzifer!"

„Legen Sie dem Herrn Handschellen an. Er ist eine ganz gefährliche Nummer", befahl Klaus Sander Mr. Kellogs Leuten. Einen Augenblick später schnappten stählerne Armbänder um Mr. Devils Gelenke.

Der Verhaftete tobte wie ein Tier. Er sah zum Fürchten aus. Die weißen Haare klatschten ihm in die Stirn, der Bart flog um das Kinn, seine Hände krümmten sich zu Krallen ... Und erst die Augen! Diese wohltuenden, strahlenden Augen verwandelten sich in schillernde; tückische Kiesel von der Farbe schmutzigen Schiefers, ein wunderliches Schauspiel ... Dabei geiferte der Mann und keuchte einen Schwall von Drohungen; Speichel floß ihm aus den Mundwinkeln.

„Sie kennen mich, Kellog. Wie können Sie dulden, daß mich dieser wahnwitzige Bursche da bis aufs Blut beleidigt? Ich weiß nicht einmal, was er will. Was soll ich denn verbrochen haben, sagen Sie es, ich befehle es Ihnen. Wissen Sie denn, was Sie riskieren, Kellog? Wenn ich meine Stimme erhebe, zerreißen Sie meine Patienten in Stücke. Lassen Sie mich frei! Sofort lassen Sie mich frei!" Er schüttelte die Arme wütend, so daß die Eisen um seine Gelenke klirrten. Wie ein sprungbereites Raubtier sah er aus.

Mr. Kellog stand unentschlossen und mit offenem Munde da, seine Blicke wanderten ratlos vom einen zum anderen. Klaus übernahm für ihn die Antwort:

„Es ist absolut zwecklos, den wilden Mann zu spielen, Mr. Devil. Damit locken Sie keinen Hund hinterm Ofen hervor. Im übrigen ist es liebenswürdig von Ihnen, mich auf jene Möglichkeit aufmerksam zu machen. Wir werden vorbeugen, daß Sie nicht Ihre Stimme erheben. Es gibt Knebel. Nun aber Schluß mit der Maskerade! Sie gestatten, daß ich Sie Mr. Kellog in Ihrer wahren Gestalt vorführe —"

Blitzschnell trat er auf den Gefesselten zu und riß ihm mit einem Ruck die Greisenperücke vom Kopf, ebenso den silbernen Bart. Was zum Vorschein kam, war in der Tat eine ganz veränderte Physiognomie — eine wutverzerrte Teufelsfratze. Mit kurzgeschorenem Haar, spitz ausgezogenen Ohren und einem brutal vorstoßenden Kinn. Das lang wallende Haupthaar, der falsche Patriarchenbart hatten diese Kennzeichen bisher verdeckt. Dann klopfte Sander auf Devils gewölbten Rücken.

„Aha, Fischbein, Leder und Roßhaar! Eine ganz vorzügliche Imitation. Ich denke, ich habe Sie nun überzeugt, Mr. Kellog? Ihnen aber, Mr. Devil, muß ich mein Kompliment machen: Sie sind ein vollendeter Schauspieler und ein großer Künstler in Ihrem Fach! Diese Maske als Tommy Angel ist das Beste, was ich gesehen habe. Wenn es Ihnen Genugtuung bereitet, kann ich Ihnen ehrlich sagen, daß Sie sogar mich getäuscht haben, viele Wochen lang."

„Wer sind Sie?" stieß der Verhaftete hervor.

„Ich bin der Bruder des von Ihnen verschleppten Professors Sander, der sich infolge eines kleinen Manövers auf dem Wege nach Staten Island befindet."

Mr. Devils Gesicht wurde aschgrau. Er schwankte wie ein Betrunkener auf den Beinen:

„Ah, das hätte ich wissen müssen! Und ich habe diese giftige Kröte auch noch in meiner allernächsten Umgebung geduldet! Habe ahnungslos zugegeben, daß sie mein Geheimnis ausspioniert —" Ein grauenvoller Fluch sprang von seinen Lippen. Es hatte keinen Zweck mehr, sich zu beherrschen, das fühlte Devil und ließ sich gehen. Seine Rolle war ausgespielt. Er konnte heimgehen und sich abschminken. Der Traum von Macht und Herrentum war zu Ende. Ein blöder Deutscher hatte ihn entthront. Es war alles, alles verloren ...

Er sank zusammen und verzichtete auf jede Pose. Nur als Klaus die Frage nach der Isla del diablo an ihn richtete, bäumte er sich noch einmal steil in die Höhe und schrie:

„Nicht wahr, das möchtet Ihr erfahren?" Seine Stimme troff vor Hohn. „Sucht sie doch, Ihr siebengescheiter Dutchman! Ihr seid imstande und findet sie." Sein Gelächter gellte von den Wänden wider. Dann hörte man kein Wort mehr aus seinem Munde. Auch nicht, als Klaus spottend sagt:

„Vielleicht finde ich sie wirklich, so gut wie ich Euch gefunden haben, Mr. Devil. Ihr seid ein wenig größenwahnsinnig, Mann."

Klaus wendete sich leise an Kellog: „Überzeugt, ja?"

Der nickte nur. Er hatte sich von seiner Überraschung noch immer nicht erholt.

Dann ließ Klaus ein geschlossenes Auto vorfahren und Devil wurde unter dem wütenden Stampfen des gedrosselten Motors möglichst unauffällig in das Coupé gedrängt. Der Gefesselte wollte etwas schreien, aber der Lärm der Maschine schluckte ihm die Töne von den Lippen weg.

Das Auto mit seiner kostbaren Beute jagte dem Newyorker Untersuchungsgefängnis zu.

Tommy Angels Befreiung.

Während Klaus hinter Kellog in das Wohnhaus Angels zurückkehrte, plagte ihn eine ungelöste Frage:

Wie kommt es, daß Devil blaue Augen hat, während er nach Peters Beschreibung unbedingt graue, ausgesprochen graue haben müßte? Alles andere hatte seine Erklärung gefunden, nur das Rätsel mit den Augen nicht. Die Lähmung des rechten Armes war meisterhafte Verstellung, die Haare waren falsch, der Buckel eine geschickte Mache, aber die Augen! Der Mensch kann doch die Farbe seiner Regenbogenhaut nicht beliebig verändern. Diese Frage quälte Sander sehr:

Er sagte zu dem Polizeichef:

„Sehen Sie, nun ist alles ohne Aufsehen abgegangen. Dieser Devil ist ein genialer Bursche, dem ich eine gewisse Hochachtung nicht versagen kann. Nehmen Sie bloß diese Maske, Mr. Kellog. Es gehört eine ungeheure Selbstzucht dazu, in die Haut eines anderen hineinzuschlüpfen und Tag für Tag, viele Monate lang die neue Rolle täuschend zu spielen. So täuschend, daß er nicht nur die Newyorker, sondern auch mich völlig düpiert hat. Schade um den Menschen, es stecken große Talente in ihm. Er ist in der Tat ein Genie."

In diesem Augenblick drängte sich Inspektor Gravesham, als Chauffeur verkleidet, an Kellog und meldete:

„Soeben haben wir den Oberarzt und den roten Wärter verhaftet —"

„Wo befinden sich die beiden?"

„Dr. Lux auf seinem Zimmer, den Smith habe ich gleich fortschaffen lassen, Mr. Kellog. Wir haben dem Smith ein

paar Klapse mit dem Knüppel geben müssen, sonst wären wir ihm nicht Herr geworden; er tobte wie ein Wilder."

„Recht so."

„Und wie steht es mit diesem Devil?" erkundigte sich der Inspektor, der von der Verhaftung noch nichts wußte. „Darf ich jetzt zum Durchsuchen der Klinik das Zeichen geben?"

„Um keinen Preis, Gravesham!" wehrte Kellog ab. Denken Sie nur: wir haben den Mann schon!" Und er erzählte dem Inspektor in der Eile alles Nötige. Dieser war sprachlos. Schließlich sagte er:

„Nicht zu glauben! So ein Halunke! Aber was ist denn nun mit dem richtigen Professor Angel? Ermordet, wie?"

„Nein," mischte sich Sander ein. „Wenn die Herren mir folgen wollen, werde ich Ihnen den echten Tommy Angel zeigen!"

Klaus schritt durch das Schlafzimmer nach dem Kleiderschrank. Dann öffnete er mit einem seiner Werkzeuge die in der Rückwand des Schrankes befindliche Türe. Sie ging nach dem Laboratorium zu auf. Einige Stufen führten abwärts. Sodann kam abermals eine Türe, die aus massiven Eichenbohlen bestand und mit zwei Riegeln verschlossen war. Ehe Klaus diese zurückschob, sagte er fast feierlich:

„Geben Sie acht, ich werde Ihnen nun den wahren Professor Angel vorstellen." Was nun folgte, bildete den Höhepunkt seines Triumphes. Klaus machte sich an den Riegeln zu schaffen, endlich sprang die schwere Türe auf —

Die drei blickten in ein dürftig möbliertes unterirdisches Gelaß, das von einer grünen Ständerlampe seine Helligkeit empfing und unter dem Arbeitssaal Angels im Laboratorium gelegen war. Im Hintergrunde des Raumes befand sich eine kleine Stiege, die zweifellos in das Laboratorium führte. Tisch, Bett, Stuhl und Kasten bildeten das ganze Mobiliar. An den Wänden entlang zogen sich hölzerne Stellagen mit Büchern, mit Hunderten, vielleicht mit Tausenden von Büchern, mit einer ganzen Bibliothek.

An dem großen, über und über mit aufgeschlagenen Werken bedeckten Tisch saß ein alter Mann, das ehrwürdige Antlitz den Eintretenden zugekehrt. In den großen Kinderaugen, die von einem tiefen, strahlenden Blau waren, stand Furcht und Erstaunen. Die verkümmerte rechte Hand lag blaß und abgezehrt auf der Tischplatte, die linke krampfte sich in den langen, silbernen Bart . . .

Klaus Sander grüßte:

„Guten Tag, Professor Angel! Wir kommen, Sie zu erlösen. Ihr Peiniger Devil ist unschädlich gemacht. Wir sind von der Polizei . . ."

Der Greis starrte den Sprecher hilflos an. Sein Gesicht war zerfägt von Hoffnungslosigkeit. Nur langsam schien er den Inhalt der an ihn gerichteten Worte zu begreifen... dann erhob er sich und schlang mühsam die Hände ineinander . . . seine kobaltblauen Augensterne zielten in eine Ferne, die den andern verborgen blieb . . . die ganze Gestalt dehnte sich, das Gesicht zuckte . . .

Im nächsten Augenblick brach der alte Mann ohnmächtig zusammen. Sander fing ihn auf.

Die Botschaft seiner Befreiung hatte Tommy Angel zu plötzlich getroffen.

Notwendige Erklärungen.

Während Sander mit seinen Begleitern der Klinik zuschritt, entwickelte sich folgendes Gespräch:

„Nun möchte ich aber endlich erfahren, Mr. Sander, wie Sie das alles so in Eile herausbekommen haben. Gestern abend noch schienen Sie absolut ahnungslos —" Kellogs Augen ließen den andern nicht mehr los.

Um Sanders Mund spielte ein feines Lächeln. Er meinte behaglich:

„Ganz recht, ich „schien" — Tatsächlich hatte ich bereits eine ziemliche Ahnung, wie sich die Geschichte heute entwickeln würde. Durfte jedoch nichts davon verlauten lassen, um mit Ihnen keine Schwierigkeiten zu bekommen."

„Mit mir?" Kellog dehnte es wie ein Gummiband.

„Well, mit Ihnen, Mr. Kellog. Setzen wir den Fall, ich hätte Ihnen reinen Wein eingeschenkt und verraten, daß ich Ihrem Schwarm Professor Angel an den Kragen wollte, was meinen Sie —"

„Sie haben nicht so unrecht, Sie alter Fuchs," gab Kellog kleinlaut zu.

„Na also. Kommen wir auf Ihre erste Frage zurück. Sie wünschten zu wissen, wieso. Schön, ich will es Ihnen auseinandersetzen:

Zum erstenmal stutzte ich, als mir Fräulein de Castro erzählte, sie seit mit „Angel" in Lugano gewesen, während die Hiesigen von einer Abwesenheit des Professors in der fraglichen Zeit nichts wissen wollten. Dieser Widerspruch war so kraß, daß er einem Kinde auffallen mußte. Trotzdem war ich damals noch weit entfernt, die Wahrheit zu ahnen. Mein Mißtrauen gegen „Angel" erwachte erst nach der Affäre Henderson. Wenn man jemand unter einem Heiligenschein zu sehen gewohnt ist, muß eine derartige Szene natürlich frappieren. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr mich jener Henderson dauerte. Heute weiß ich die Erklärung für „Angels" sonderbares Verhalten. Henderson war damals, als Devil noch in Philadelphia seine Praxis ausübte, einer der Hauptwidersacher Devils gewesen, weshalb dieser mit Vergnügen die Gelegenheit wahrnahm, sich an ihm zu rächen.

Weiter. Es folgte dann die Entdeckung des Schrankes in „Angels" Schlafzimmer. Daß sowohl Sie als auch Miß de Castro für „Angel" plädierten, konnte mich nicht irremachen. Allerdings durfte ich Ihnen gegenüber auch nicht Farbe bekennen. Etwas Neues. Vorhin, nach Beendigung der Sprechstunde, äußerte Dr. Lux zu seinem Vorgesetzten: „2210 funktioniere bei ihm nicht mehr." Da hatte ich die abschließende Gewißheit, daß „Angel" um alles wußte. Mir erschien es als das Naheliegende, daß jetzt der Professor so bald als möglich den eigenen Apparat probieren würde. Ich habe mich nicht getäuscht; denn „Angel" rief tatsächlich die Insel an.

Auf Grund des eben geschilderten Materials, war ich also berechtigt, „Angel" als Mitschuldigen zu betrachten. Nun werden Sie fragen, wieso ich dahinter gekommen bin, daß der „Professor" nicht nur Mit-, sondern Hauptschuldiger — mehr noch, jener mysteriöse Mr. Devil sein mußte.

„Das war eine sehr harte Nuß, kann ich Ihnen sagen! Die Tatsache, daß ich einmal — es war am Tage nach meiner Rückkehr in die Klinik — den Professor und Mr. Devil so gut wie gleichzeitig als zwei durchaus verschiedene Persönlichkeiten gesehen habe, ließ mich fast bis zum Ende in einem großen Irrtum verharren. Erst, als die Schuld des Professors einwandfrei erwiesen war, spielte ich mit dem Gedanken, daß „Angel" jener Devil sein könne. Die Gewißheit erhielt ich durch das Radiogespräch des Professors mit der Insel; er sagte nämlich: „Lux hat Ihnen das befohlen, in meinem Auftrag?" Sie wissen Mr. Kellog, daß ich an jenen Gouverneur tatsächlich in Mr. Devils Auftrag gefunkt habe. Aber nun lassen Sie mich chronologisch weitererzählen:

„Angel" rief also von seinem Schlafzimmer aus die Isla del diablo an. Bei dieser Gelegenheit bewegte er den „gelähmten Arm" wie einen normalen. Das mit der Plexuslähmung war also Schwindel. Ein Schwindler imitierte den echten Professor Angel, von dem alle Welt wußte, daß er seit jenem Eisenbahnunglück einen gelähmten Arm hatte. Folglich mußten auch der Bart, das Haar und der Höcker Maske sein. Drei Minuten später kam die Eröffnung, daß der Schwindler kein anderer als Devil sei. Ich konnte gerade noch verhindern, daß er seinen Komplizen auf der Teufelsinsel warnte. Dann pfiff ich Ihren Leuten, Mr. Kellog. Nun, und das Weitere haben Sie ja selbst miterlebt."

„Und wie kamen Sie denn auf die Idee, daß der richtige Tommy Angel noch lebt, Mr. Sander? Er hätte, wie Gravesham schon sagte, doch ebensogut beiseite geschafft sein können."

Sander erwiderte lächelnd:

„Nein, Sie vergessen die Tatsache, daß ich Angel und Devil gleichzeitig gesehen habe. War der falsche Angel Devil, so mußte es auch einen richtigen Angel geben, und zwar einen lebenden. Des letzteren Aufenthalt war gegen den Schluß zu nicht mehr schwer zu erraten, im Laboratorium natürlich, hinter jener in die Rückwand des Schrankes eingelassenen Türe. Der arme, alte Herr mußte nämlich bequem zur Hand sein, wenn Devil ihn brauchte. Hierfür war der geeignetste Raum das unterirdische Gelaß, das zwischen dem Schlafzimmer und dem Laboratoriumsausgang liegt. Wozu brauchte ihn Devil? Zu seiner Vertretung, kurz gesagt. Wie die Sache sich abspielte, werden Sie bereits erraten haben, nicht wahr, Mr. Kellog?

(Fortsetzung folgt.)

Strandlied.

Feuertrunken sind die Wasser.
Nun versinkt der Sonnenball.
Alle Dünen werden blasser,
Und die Luft ist wie Kristall.

Über die erregten Flächen
Kommt ein weicher Westerwind.
O, das wird ein heimlich Sprechen,
Wo die stillen Gräser sind.

Und es flammen alle Lande,
Und es sinkt des Tages Braus.
Von dem Strande, von dem Strande
Gehen wehe Stimmen aus.

Hans Bethge.

Setsuko Matsudaira.

Die Diplomaten-Tochter als Thronfolgerin.

Von Dr. E. Conz-Tokio.

Der Herbst dieses Jahres wird Japan zwei gesellschaftliche Ereignisse wichtigster Art bringen, die Kaiserkrönung und vorher die Hochzeit des Prinzen Chichibu, des Thronfolgers, mit Setsuko Matsudaira, der Tochter des früheren Botschafters in Washington und neu ernannten Vertreters Japans am Hofe von St. James.

Verursachen die umfangreichen Vorbereitungen zur Kaiserkrönung das Kopfzerbrechen und die angespannteste Tätigkeit der amtlichen Stellen, so interessiert sich die Masse des Volkes, vor allem das schönere Geschlecht in Japan weit mehr für den 15. September, den Tag, an dem zum ersten Mal in der Geschichte des Landes ein junges Mädchen ohne Rang und Titel, ja selbst ohne Adelsprädikat, einen Prinzen von Geblüt heiraten wird, um aller Voraussicht nach später sogar Kaiserin zu sein.

Niemand wird dem jungen Kaiser Hirohito rückständige Ansichten nachsagen können. Trotzdem ist ihm die Erlaubnis zur Ehe seines Bruders und voraussichtlichen Nachfolgers mit einer als fortschrittlich bekannten jungen Dame aus adeligem Hause, die aber als Tochter einer Nebenlinie nur einen bürgerlichen Namen führt, nicht leicht gefallen. Außerdem verstieß die Verbindung auch gegen die kaiserlichen Hausgesetze. Schließlich fand sich aber ein Ausweg, indem Vicomte Morio Matsudaira, der Onkel der Prinzenbraut, seine Nichte adoptierte und sie zum Mitglied des japanischen Hochadels machte.

Die Vorgeschichte zur prinzlichen Hochzeit ist einer der wenigen fürstlichen Liebesromane aus der Wirklichkeit, die glücklich verlaufen. Politische Erwägungen, der Fluch vieler Ehen in regierenden Häusern, sind beim Entschluß des Prinzen Chichibu gänzlich ausgeschaltet gewesen. Man könnte seine Zuneigung zu Setsuko Matsudaira eine Jugendliebe nennen, denn schon als Kind war die Tochter des geschätzten Diplomaten die bevorzugteste Tennispartnerin des Prinzen. An eine spätere Verbindung dachte damals noch niemand.

Die Versetzung Tsuneos Matsudairas als Botschafter nach Washington und eine längere Europareise des Prinzen — der erste Aufenthalt eines Mitgliedes des japanischen Kaiserhauses außerhalb des Landes — schienen die Jugendfreundschaft trennen zu wollen. Einer jener Zufälle aber, wie sie sonst nur in Romanen zu finden sind, führte Prinz Chichibu und Setsuko wieder zusammen. Während seiner Studien in England erreichte den Prinzen die Nachricht vom unerwarteten Tode seines verhältnismäßig noch jungen Vaters, des Kaisers Joshihito. Prinz Chichibu benutzte den nächsten Dampfer zur Überfahrt nach den Vereinigten Staaten und hielt sich kurze Zeit in der japanischen Botschaft in Washington auf. Hier traf er die inzwischen siebzehnjährige Setsuko wieder. Das Zeremoniell, das auch im Ausland dem Mitglied des Kaiserhauses gegenüber gewahrt werden mußte, gestattete dem Prinzen nur wenige Worte mit der Tochter des Botschafters, und doch nahm das junge Mädchen sein Herz sofort gefangen. Als er den Zug bestieg, der ihn an die Westküste bringen sollte, war sein Entschluß gefaßt: nur Setsuko Matsudaira sollte Prinzessin Chichibu von Japan werden.

Dieser prinzliche Aufenthalt im Hause der zukünftigen Braut fiel in den Januar 1927. Als Setsuko im Juni dieses Jahres mit ihren Eltern nach Japan zurückkehrte, war sie die offiziell anerkannte Braut des Prinzen. Ihr Bräutigam selbst empfing sie nicht bei der Ankunft in Tokio, denn auch als kaiserlicher Prinz fühlte er sich nicht berechtigt, das seinem Kommando anvertraute Regiment während der Manöver um einer Privatangelegenheit willen zu verlassen. Dafür begrüßten große Menschenmengen und ungeheurer Jubel die zukünftige Prinzessin, denn das japanische Volk verspricht sich von ihr, die drei der wichtigsten Entwickelungsjahre in den Vereinigten Staaten zubrachte, einen modernisierenden Einfluß auf das kaiserliche Haus und die Beseitigung mancher veralteten Sitten, so der bisherigen Unnahbarkeit und Abgeschlossenheit des kaiserlichen Paares. Prinz Chichibu selbst erfreut sich wegen seines einfachen Auftretens und seiner modernen Anschauungen von Pflichten und Rechten eines Herrschers größter Beliebtheit.

Trotz dieser Ansichten des Brautpaares wird die Vermählungsfeierlichkeit noch allen japanischen Hofprunk entfalten. Die Braut, die sich sonst nur nach europäischer Mode kleidet, muß den seit Jahrhunderten üblichen cremefarbenen Hochzeitskimono der japanischen Prinzessinnen mit der langen gestickten Brokatschleppe und darüber ein Spitzenkleid in verschiedenen Farben mit lang herabhängenden Ärmeln tragen. Ungewohnt dürfte der jungen Braut auch die zum Vermählungszeremoniell unumgängliche Haartracht sein. Sie wird um deretwillen am Hochzeitstag zeitig aufstehen müssen, denn schon heute sind zwei der Hoffriseure zum „Bau" der bräutlichen Frisur befohlen. Sie werden der Prinzessin das glänzend schwarze Haar in der Mitte scheiteln, über den Ohren in kunstvollen Wellen kräuseln und die Strähnen des Hinterkopfes als Rolle unter dem Wirbel aufstecken. Ein goldenes Diadem, der einzige Schmuck, wird die Stirne krönen. Unvermeidlich ist auch der große, mit Lackmalereien verzierte Fächer, dessen Troddeln auf dem Boden nachschleifen. Die an kurze Röcke und an amerikanische Ungezwungenheit gewöhnte Braut wird ihre ganze Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit aufbieten müssen, um in ihrer unbequemen Festtracht vor den kritischen Blicken der kaiserlichen Prinzessinnen bestehen und sich ungefährdet bewegen zu können.

Als zweite Frau im Reiche muß dann die Prinzessin Chichibu oft die Kaiserin vertreten, deren Gesundheit manches zu wünschen übrig läßt. Auch sonst dürfte das Leben dieses im ganzen Lande beneideten und doch auch geliebten Glückskindes nicht müßiggängerisch sein. Denn Setsuko Matsudaira hat sich im Einverständnis mit ihrem Bräutigam vorgenommen, ein engeres Band zwischen Volk und Herrscherhaus zu knüpfen, den Feinden des Kaisertums zu beweisen, daß eine Monarchie auch in heutiger Zeit noch den Belangen des japanischen Volkes gerecht werden kann, und den Gegnern ihrer Verbindung mit dem Prinzen zu zeigen, daß auch ein Mädchen aus nicht fürstlichem Hause die höchste Stellung im Reich zu bekleiden vermag.

Ihre Liebenswürdigkeit und die japanische Anmut ihrer neunzehn Jahre dürfte der jungen Prinzessin und zukünftigen Kaiserin hierbei zustatten kommen.

Ein römischer Gutshof bei Köln.

Von Dr. Fritz Fremersdorf,
Leiter der Römischen Abt. d.s Wallraf-Richartz-Museums.

Das Rheinland ist rund 400 Jahre im Besitze der Römer gewesen. Diese lange Zeit der Besetzung hat begreiflicherweise zahlreiche Spuren hinterlassen. Es zeugen davon nicht nur die großen Festungen und Lager, aus denen am Ende des dritten Jahrhunderts die ersten ummauerten Städte hervorgegangen sind, sondern auch zahlreiche Ansiedlungen draußen auf dem flachen Lande, dort, wo der Bauer und der Großgrundbesitzer hausten. Wir kennen aus dem römischen Rheinland wie aus anderen Teilen des römischen Weltreiches zahlreiche solcher Ansiedlungen oder villae rusticae, wie der Fachausdruck lautet. Indessen war es bisher nicht gelungen, eine solche Anlage mit all ihren Einrichtungen restlos kennen zu lernen. Hierzu bot sich nun in Köln dank besonders günstiger Umstände die Möglichkeit. In jahrelangen Grabungen wurde alles das ermittelt, was zu einem solch' ausgedehnten römischen Gutshofe gehörte, der sozusagen eine kleine Stadt für sich war.

Den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildete das sogenannte Herrenhaus, das die Wohnräume des Besitzers und seiner Familie enthielt. Es hatte eine Frontlänge von etwa 50 Metern und wies 30 Räume auf, von denen eine Anzahl mit Fußbodenheizung versehen war. Eine ganze Gruppe von Räumen diente als Badeanlage, die sich in Heiß-, Warm- und Kaltbad gliederte. Über die Ausstattung dieser Räume sind wir genauer unterrichtet, denn es fanden sich zahlreiche Bruchstücke verschiedener bunter, geschliffener Marmorplatten vor, die als Belag von Wänden und Decken dienten. Ganz besonders aber sind Tausende von Bruchstücken von Freskomalereien vorhanden, mit denen die Wände der Räume ehemals geschmückt waren. Ein späterer Besitzer hat sie — wahrscheinlich, weil sie ihm nicht mehr gefielen oder nicht mehr dem Geiste der Zeit entsprachen — heruntergeschlagen und in einer Grube verschwinden lassen. Es steht zu hoffen, daß es gelingen wird, große Teile dieser bunt bemalten Wände wieder zusammenzusetzen. Sie bestanden teilweise aus reichen Ornamenten, aus Zusammenstellungen von Blumen und Früchten, aber es fehlen auch nicht Reste großer figürlicher Darstellungen. So ist vor allem das Bild einer 40 Zentimeter hohen Figur der Fortuna, der Glücksgöttin mit dem Füllhorn, vorhanden. Die Entwässerung dieses Herrenhauses und seiner Badeanlagen erfolgte vermittels eines sorgfältig gebauten Kanals, der bei seiner Auffindung noch mit großen Schieferplatten abgedeckt war. Er mündete in einer großen Öffnung im Boden, die wir nach Analogie unserer heutigen Bauerngüter wohl als Ententeich bezeichnen dürfen, d. h. zugleich die Stelle, wo sich auch das Federvieh tummeln konnte. Bei einer derartig großen Anlage war selbstverständlich auch besonderer Wert auf die Versorgung mit einwandfreiem Trinkwasser gelegt. Man gewann es durch gemauerte Ziehbrunnen, die Grundwasser aus einer Tiefe von 22 Metern herauf holten.

Die technische Ausführung dieser Brunnen in schwierigem Erdreich ist besonders lehrreich und zeigt, wie man damals durch ungleich viel einfachere Hilfsmittel als heute solcher Schwierigkeiten Herr wurde.

Wie eingangs gesagt wurde, bildete das Herrenhaus den Mittelpunkt der ganzen Anlage. Im Halbkreise ringsum lagen nicht weniger als elf landwirtschaftliche Gebäude. Unter diesen befanden sich ein Wohnhaus für das Gesinde, eine Reihe von verschieden großen Stallanlagen, die für Rinder, Schafe und Schweine gedient haben dürften, eine große Scheune, ein Trockenspeicher, ein offener Geräteschuppen, eine Scheune mit angebautem Wärterhaus und vor allem ein schwerer, mehrstöckiger Getreidespeicher, unseren Silo-Anlagen vergleichbar. Auf der anderen Seite des Herrenhauses — dem landwirtschaftlichen Betrieb gerade entgegengesetzt — lag ein stattlicher Garten; und von hier aus hatte man einen schönen Blick nach den Höhen des nahen Vorgebirges. Das Ganze ward von einer Mauer eingefriedigt und nach außen hin abgeschlossen.

Aber zu dieser Anlage gehörten auch noch zwei verschiedene Stellen, an denen die Toten beigesetzt wurden: einmal das Grabfeld des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr., das die frühen Brandgräber enthielt, und dann der Platz, an dem im dritten und vierten Jahrhundert die Angehörigen des Besitzers in großen schweren, wohlbehauenen Sandsteinsarkophagen beigesetzt wurden. Die Freilegung der letzteren war eine Überraschung und förderte eine große Anzahl der köstlichsten Beigaben ans Tageslicht, darunter eine Anzahl von Gläsern, eine Reihe bronzener Gefäße und vor allem auch zwei Zeugnisse des ältesten Christentums: große silberne Löffel mit der in Schwefelsilber eingelegten Inschrift „Deo Gratias“.

In solcher Vollständigkeit war eine römische Gutshofanlage bisher nicht bekannt. Aber auch darüber hinaus führten die Grabungen des Museums noch zu weiteren wichtigen neuen Ergebnissen. Bisher nahm man den Grundriß der ausgegrabenen Gebäude als Bautyp an, d. h. als etwas aus dem Guß Entstandenes. Man bedachte nicht, daß diese Anlagen zumeist Jahrhunderte bestanden, daß sie also im Laufe dieser langen Zeit allerlei Veränderungen, Umbauten und Vergrößerungen erfahren haben. Aus dem Mauergewirr des Herrenhauses ließ sich unter Anwendung einer ganz scharfsinnigen Methode die älteste Anlage herausschälen, die um 50 n. Chr. entstanden ist; und ebenso konnte man nachweisen, daß im Laufe der Zeit fünf weitere Bauperioden das ursprüngliche Bild verändert haben.

Bei so gesicherten Anlagen lag von vornherein der Gedanke nahe, das ursprüngliche Aussehen der ganzen Anlage wieder herzustellen. So sind zwei prächtige Modelle des Herrenhauses und der gesamten Gutshofanlage entstanden, die das Beste darstellen, was die Forschung auf diesem Gebiete bis jetzt hervorgebracht hat.

Fräulein Barbas Liebesbriefe.

Die Folgen einer Heiratsanzeige.

„Ehe sucht unabhängiges Fräulein, reichliche Mitgift, auch Immobilien, mit jungem Mann guter Gemütsart. Wichtig nur der Charakter. Photographie einsenden. Zuschriften erbeten unter „Casella“, postale 316, Brescia.“ — Der junge Arbeiter Georgio Busatti aus Mailand las diese Anzeige und wurde aufmerksam. Er, der so wenig Glück bei Frauen hatte und so gern geheiratet hätte, der das Zeug zu einem guten Ehemann in sich fühlte, dem eine Wahrsagerin auch bestätigt hatte, daß er einen prächtigen Ehemann abgeben werde, wollte nunmehr sein Glück auf diesem Wege probieren. Er schrieb also nach Brescia, schilderte seine guten Eigenschaften in leuchtenden Farben und legte seine Photographie und Rückporto bei.

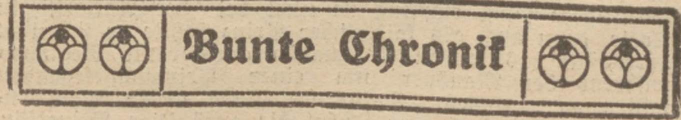
Was er kaum zu hoffen gewagt hatte, geschah. Nach wenigen Tagen bekam Busatti einen Brief aus Bedizzole in der Provinz Brescia, auf elegantem Papier, parfümiert, in gewählter Handschrift: „Sehr geehrter Herr! Nach Ihrer Photographie und nach Ihrer Art, sich schriftlich auszudrücken, scheinen Sie mir ein braver und ehrenhafter Mann zu sein. Sie würden es verdienen, ein verstehendes und liebendes Herz zu finden. Ich bin allein auf der Welt. Meine armen Eltern haben mir sterbend ein beträchtliches Vermögen als Erbe hinterlassen. Es sind einige hunderttausend Lire, in einer Bank deponiert, außerdem eine Villa bei Bologna und einige Grundstücke. Die Verwaltung dieses Besitzes verursacht mir nun viele Mühe. Ich brauche einen energischen Mann, der sich Respekt zu verschaffen weiß, der disponiern kann, was alles ich, die schwache Waise, nicht zu leisten vermag. Glauben Sie, daß Sie der Weggenosse einer Unglücklichen werden könnten, die niemand auf der Welt hat, der es gut mit ihr meint? Schon viele Männer schienen mir gut und ehrenhaft, aber dann stellten sie sich als Schufte, als Mitgiftjäger heraus. Sie sind der sechste, dem ich meine Jugend anvertrauen will. Werden auch Sie mich enttäuschen? Geben Sie mir darum eine Probe für die Ernsthaftigkeit Ihrer Absichten. Ich bitte Sie um einen kleinen Dienst: Senden Sie mir eine kleine Summe Geldes, fünfhundert Lire zum Beispiel, oder wenn Sie glauben, auch mehr, gleichsam als Kaution. Wenn ich das Geld bis Sonntag erhalte, wo ich mich auf meine Besitzungen nach Bologna begeben muß, könnte ich einen Abstecher nach Mailand machen. Wenn Sie also das Geld abschicken, dann erwarten Sie mich Sonntag auf dem Mailänder Bahnhof, ich werde mit dem Neunuhrzug eintreffen. Wir können dann einige Tage gemeinsam verbringen und uns kennenlernen. Sie werden mich an einem weißen Kleid und an einem roten Hut erkennen. Ich bin Ihre Barba.“

Die Photographie eines reizenden jungen Mädchens lag dem Briefe bei, eines so reizenden Mädchens, daß Busatti sofort sterblich verliebt war in das Bild und daß es für ihn keine Frage gab, 500 Lire von seinem sauer ersparten Geld abzusenden. Und er konnte kaum erwarten, bis es Sonntag war und bis er sich auf den Bahnhof begeben konnte, um Fräulein Barba abzuholen. Aber es stieg niemand aus dem Neunuhrzug aus, der nur im entferntesten der schönen Photographie glich. Allein und unglücklich mußte Georgio heimgehen und es blieb nichts anderes übrig, als der Geliebten nochmals zu schreiben und um baldige Antwort zu bitten. Sie habe ihrer dringenden Geschäfte halber beim besten Willen am Sonntag nicht kommen können, antwortete Barba postwendend. Aber sie habe jetzt einen Teil ihrer Liegenschaften für 760 000 Lire verkauft und bald, sehr bald werde sie in Mailand sein.

Der ungeduldige Liebhaber vermochte nicht mehr, dieses Bald abzuwarten. Er setzte sich auf die Bahn, fuhr nach Brescia und dann noch weiter bis zu dem Ort, wo er Fräulein Barba zu finden hoffte. In einem Gasthof fragte er den Wirt, dem er die Photographie zeigte, ob er die schöne Barba kenne. Der Wirt besah sich das Bild immer und immer wieder, ohne eine Ähnlichkeit mit einer ihm bekannten Person feststellen zu können. Aber, meinte er dann, drinnen im Gastzimmer sitzt der faule Tunichtgut beim Kartenspiel, der auch Barba hieße, vielleicht sei er mit dem Fräulein Barba verwandt. Der häßliche, pockennarbige Barba beteuerte jedoch, von diesem Fräulein Barba noch nie etwas gehört oder gesehen zu haben.

Busatti, der immer verzweifelter geworden war, wußte sich keinen anderen Rat mehr, als zur Polizei zu gehen. Und da ward ihm überraschende Aufklärung. Den Polizeibeamten war es sofort klar, daß niemand anders als der pockennarbige Barba, das verkommene Subjekt, der schon allerhand Gaunerstückchen auf dem Gewissen hatte, hinter dieser Sache stecken konnte. Barba wurde gleich verhaftet und mußte, in die Enge getrieben, ein Geständnis ablegen.

Der arme Georgio mußte, um 500 Lire ärmer und um eine Riesenenttäuschung reicher, nach Mailand zurückkehren, wo er folgenden Brief vorfand, den Herr Barba noch vor seiner Entdeckung geschrieben hatte: „Die Männer sind alle gleich, man darf ihnen nicht trauen. Mein Herr, ich bin kein Weib, das man im Sturm nehmen kann. Suchen Sie sich eine andere Frau!“



*** Eine alte Kupfermine im Oberen See.** Auf der im Oberen See gelegenen Isle Royale fanden unlängst Archäologen, die nach Spuren der früheren Bewohner der Insel suchten, in zehn Meter Tiefe unter einer Felsschicht eine alte etwa dreißig Meter lange Kupfergrube. Man nimmt an, daß die vor etwa einem Jahrtausend die Insel bewohnenden Indianer aus dieser Grube das kostbare Erz gewonnen haben, das sie zur Anfertigung von Lanzen- und Pfeilspitzen, Schmuckgegenständen und Geräten verwandten. Wie sich aus dem Befund der Grube schließen läßt, stand dies Volk etwa auf der Kulturstufe der jüngeren Steinzeit. Für die gleichfalls geäußerte Theorie, daß Normannen die Isle Royale besiedelt und dort Kupfer gewonnen hätten, ließ sich kein überzeugender Beweis finden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.